

Dietmar Dath
Sie schläft
Filmroman

k u k

1. Auflage – Oktober 2009

© 2009 Dietmar Dath

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt die Edition Phantasia, Körper & Kohnle GbR, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2009 bei Edition Phantasia, Bellheim
»kuk« ist ein Imprint der Edition Phantasia

Umschlagbild: Christopher Tauber
Satz, Layout: Edition Phantasia
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books, Pohořelice

ISBN: 978-3-937897-36-3

www.edition-phantasia.de

I SO AUCH DES MENSCHEN UMWEG

Die, der wir alles verdanken, schläft.

Wenn sie aufwacht, sind wir tot.

Einige Einstellungen, schlecht geschnitten.

Die Sätze für Bilder; die Bilder kein Film, man wird sich das selbst zusammensetzen müssen. Ich bin bloß die Kamera, Ramji Iwein. Drehbuch und Regie: ein Geheimnis. *Phanopoeia*.

Sie darf nicht aufwachen, daher die Schwierigkeiten der Darstellung. Scheinbar konfus, in Wirklichkeit hochorganisiert flackert der Bildverlauf, damit ihr Traumgleichgewicht nicht gestört wird. *Here is the hub of ambiguity*. Klar erzählt, deutlich ausbuchstabiert, offen angezeigt müßte das, was hier steht, sie wecken.

Dann sind wir tot. Nein, falsch, ungenau. Es steht in diesem Fall viel schlimmer um uns.

Wenn sie aufwacht, sind wir nicht einmal mehr anständig tot, liegen in keiner Erde, und die nie gewesene Seele, die wir in diesem Fall die unsre nennen müßten, wenn das die Grammatik gestatten wollte (nämlich, daß ein Nichtsobjekt von seinem Nichtsein und dessen Nichtattributen redet), kann sich dann auch nicht, neugierig aufs Weitere, vom unvorhandenen Körper lösen oder das Wunder des Zunichtewerdens schmecken. Ich rede wie ein Buch, das ich in einem anderen Leben gelesen oder geschrieben habe. Titel vergessen. Überblenden, Lichtkreis.

Nein, es wird uns, sofern die, der wir alles verdanken, wirklich einmal aufwacht, einfach gar nicht geben; es wird uns, noch trostloser, wohl nie gegeben haben.

Ich weiß das; ich kenne sie und den, der ihren Schlaf schützt.

Sie liebt uns, obwohl sie uns nie mit wachem Blick angesehen hat. Ihre Augen sind geschlossen und waren es schon, bevor es uns gab. Alle, die in meiner Geschichte atmen und reden, lieben und arbeiten, bewegen sich durch den Traum, den sie träumt. Klinische Studien beweisen: Zuviel träumen macht depressiv. Als ich hineinfand ins Spiel, konnte man mir noch glauben. Wir sprachen manchmal Englisch und Französisch, das lag an den DVDs, die wir in der Originalsprache gesehen hatten. Ich sah manchmal Götter, das lag an meinem Vater. Ich roch manchmal Speisen, die es nicht gab, das lag an dem Film, den ich hätte drehen wollen. Ich galt als zurechnungsfähig, wenn auch bräunlich und zartgliedrig. Die gefährlichste Art, aufzufallen, ist die, schwächer zu wirken als andere. In der Kleinstadt, in der ich aufgewachsen bin, gab es praktisch nur Rassisten, ein paar Türken und mich. Ohne die Türken wäre ich verloren gewesen. Ich hätte nicht einmal verstanden, was die Rassisten von mir wollten, denn deutsche Kleinstädter können, genau wie deutsche Politiker, deutsche Universitätsprofessoren und deutsche Dichter, alle kein Deutsch. Als ich ein Kind war, nannten mich die Kleinstadtras-

sisten »Makkaronifresser«, weil sie zwischen Inder und Italiener nicht unterscheiden konnten.

»Ramji, was ist denn das für ein Name?« fragte immerhin freundlich neugierig die Erzieherin Angelika im katholischen Kinderhort. Religion, richtig: Das hatte meine Mutter auch versäumt, mir davon eine auszusuchen. Später schlachtete ich dann für die Rachegöttin Kali und dem Feuergott Agni gelegentlich Christenkinder auf meinem Hausaltar.

»Ein Herz für Inder«, urkomisch, viel zu oft gehört. War ich das denn, Inder? Hätten im Ort andere gelebt, die sich so nannten, Blutsverwandte gar, hätte ich mir das vielleicht einreden können. So aber war mir der ganze Punkt bald zu blöd: Leute, die unbedingt national verortbar sein wollten, Deutsche zum Beispiel, hatten offenbar zuviel Zeit (man brauchte sie nur zu beobachten, schon fand man's bestätigt: Je unnützer und arbeitsloser, je Kneipenhocker und Eckensteher, desto deutsch).

Preiset Agni, der sich ausgebreitet hat, über die Erde brennend, schweift umher, sich selber verlassend, wie ein Rind ohne Hirt. Der glühende Agni, die Dickichte versengend, die schwarze Bahn hinterlassend, hat uns die Erde gewürzt.

Oft fanden welche, nicht nur die Rassisten, auch die Türken, auf den Schulhöfen und Spielplätzen, ich sähe aus »wie ein Mädchen«. Über die ersten Härchen auf der Oberlippe war ich deshalb fast übertrieben erleichtert; habe mir das Geschnurr dann aber

bald wieder regelmäßig wegrasiert, denn irgendwie »siehst du damit«, meinte damals mein bester und einziger Freund Turan, ein stämmiger Türke, »noch schwuler aus als sowieso schon, Ramji.« Als mir Sinja, Leahs Freundin, viele Jahre später vom Zementgarten-Film erzählt hat, habe ich mir den sofort besorgt und angeschaut, und war entzückt, daß die wunderschöne Mademoiselle Gainsbourg darin tatsächlich diese ausgezeichneten, sehr klugen, noch später von Madonna gesampelten Sätze spricht, zu ihrem Filmbruder, auf dem Höhepunkt der Einsicht: »*secretely, you'd like to know what it feels like*«, für ein Mädchen: Ich glaube, die Arschlöcher haben mich immer verhauen, weil ich gleichzeitig ein Mädchen und ein Junge sein durfte, ein Deutscher und ein Inder, alles auf einmal, ohne Grenzen, ohne Übergänge, ohne Schnitt. Weil mein Vater weg war, weil mich meine Mutter vergötterte, weil ich ohnmächtig war und ein Prinz, alles auf einmal, ohne Grenzen, ohne Übergänge, ohne Schnitt. Das hat die neidisch gemacht.

»Immer verhauen« stimmt übrigens nicht: Wenn Turan dabei war, fiel ihnen sowas nie ein. Der hätte sie zerlegt.

Halbtotale. Stimmen aus dem Off, Radio wie in Watte. Irgendwann wußte ich sogar, wie man auf die Frage »woher kommst du eigentlich?« antwortet, mit der gemeint war: deine Haut sieht anders aus als die der Leute, die hierher gehören. Die richtige Antwort: »Aus der ewigen Dunkelheit. Ich bin ein Eskimoneger.«

Daran ließen sich freundschaftsfähige Menschen

erkennen: Wenn sie diese Auskunft nicht krumm nahmen.

Leah Gossow: »Ein Eskimoneger, wow. Wär ich auch gern geworden, aber bei mir hat es nur zur gepiercten Lesbe gereicht.«

Georg Langowski: »Alle Menschen sind Eskimoneger. Außer die schwedischen Kalmücken. Die sind Kurden, Syrer und Schwaben. Zu gleichen Teilen.«

Leah und Georg: Freunde.

Ein Mann klingelte bei mir. Ich war fast vierzig Jahre alt, wie war das zugegangen? Leicht benommen stand ich da, in kurzen Hosen und T-Shirt, und betrachtete den Mann, den ich nicht kannte, durch den Türspion. Der Fremde trug blaue Sachen (Handwerkerkostümfundus) und strahlte Rundliches aus; das sollte wohl sein Körper sein.

»Herr Iwein sindse da Herr Iwein?« rief der Mann und ließ die Kommas, die man in diesem Satz vermuten sollte, einfach weg. Ich öffnete ihm und er erklärte mir atemlos: »Tag Firma Schlatt Sicher Wohnen Einbruchssicherung.« Das sollte heißen, daß er mich begrüßte und von der Firma Schlatt ausgesandt war, um meine Wohnung, die mir gar nicht gehörte, in der ich nur zur Miete wohnte und die auch nicht gerade die üppigste Wohnung aller Zeiten war – ein großer Raum mit Bett und Kochnische, ein kleines Bad – gegen Einbrecher zu schützen. »Ich geh hier durch den Block und verbessere die Sicherheit aber wissen Sie es ist natürlich so Sie müssen das selber bezahlen Sperrkette oder Rauchmelder oder Protector-

Riegel wären dann ...« Ich unterbrach ihn: »Brauch ich alles nicht.«

»Aber einen Weitwinkelspion, den brauchen Sie doch«, das erste Komma, die erste Atempause, die er sich gönnte, ich stutzte. »Naja vielleicht ähm ...« »Sie haben mich fast nicht gesehen, stimmt's«, noch ein Komma, jetzt hatte er's raus, jetzt sprach er fast wie ein Mensch: »Ich hab Sie gesehen, junger Mann«, der Kerl konnte kaum mehr als fünf Jahre älter sein als ich, »durch die Verdunkelung im Türspion, aber Sie haben mich fast nicht«, das »fast« war seine Lieblingsfeinschmeckervokabel, die kostete er mit Verzückung im Blick, als wär's ein gegrilltes Nachtigallenherz, »gesehen, fast gar nicht. Ich war im toten Winkel. Neuer Türspion«, er nickte sachlich und trat unaufgefordert in meine Winzchenwelt, »kostet vierzig Euro, bitte also das muß drin sein«, ein bißchen mißbilligend, aber väterlich. Ich murmelte und stammelte Unterwürfiges. Die Stelle in »Persona«, als man plötzlich den Kameramann auf seinem Kran sehen kann, stört den Film als Erzählung überhaupt nicht und ist auch frei vom Aroma der Dekadenz, das in vorsätzlich kaputtgedrehten und schräggewinkelten Filmen dilettantischer Auteursdarsteller immer das Filmhafte des Gefilmten übertreibt, weil diese Banausen nicht begreifen, daß man alles filmen kann, nur keinen Film. Der Sicherheitsdepp schnaubte.

Er griff mit Wombattatzen in seine Latzhosenbrusttasche, holte was raus, schraubte, während er mit mir redete, wie nebenher meinen Türspion aus der Tür und setzte einen neuen ein, munter weitermalmend:

»Zur Zeit isses ja ganz schlimm mit den Einbrechern, eine regelrechte Welle, für mich und die Firma natürlich gut, kann man so sagen, geht alles auf das Konto einer bestimmten Bande wissen Sie, die Polizei sagt, nach der derzeitigen Spurenlage also das können eigentlich«, die Kommas fielen ihm wieder aus den Sätzen, er schraubte, klopfte und schrieb mit dem dritten Arm eine Rechnung, während er aus viel zu vielen Augenwinkeln (wieviele Augen hatte der Mensch? Sechs? Achtzehn?) mich und meine Regale auf versteckte Hinweise scannte, ob hier vielleicht die Bande nistete, »nur so Südosteuropäer sein«, er blinzelte mit mehreren seiner schwarzen Augen, um mir zu signalisieren, daß er mich als Makkaronifresser und getarntes Mädchen längst entlarvt hatte, aber nichts unternehmen würde, weil ich gut für ihn und die Firma war, »die sich über die deutsch-französische Grenze bewegen. Die kommen vorwiegend nachts. Sind das alles Filme?« Er meinte das, was er auf meinen Regalen, dem Fußboden, dem Bett, der Anrichte, und den Sesseln sah, den ganzen Reichtum. Ich nickte. Er ließ mich die Rechnung gegenzeichnen und sagte traurig: »Sie werden es nicht bar haben, oder? Nee klar also ich laß ihnen einen Überweisungszettel da. Und wenn Sie doch mal ich weiß nicht vielleicht einen Protector-Riegel oder sowas brauchen ...« er tippte mit leicht verschmutztem Zeigefinger auf die Adresse seiner Firma in der Kopfleiste der Rechnung. Ich nickte und schob den Rundling hinaus.

Stellte mich hinter die Tür, linste durch den neuen Türspion – wo war der alte hin, hatte er den mitge-

nommen, über die deutsch-französische Grenze, ins Land der unzähligen Pupillen und fehlenden Satzzeichen? – und sah, was denn bloß, mein altgewordenes Leben: an seinem Rechner lebte lächelnd, stämmig, gesund, robust, der einzige Arzt meiner indisch-deutschen Männermädchenseele, Georg Langowski.

»Arzt« ist keine Metapher. Georg hat sich den Doktor med. redlich erschwitzt, dann aber aufs Filmwissenschaftsstudium umgesattelt, weil sich bei seinen medizinischen Forschungen eine Theorie in ihm entzündet hatte. Jetzt saß er, das Headset auf dem starken Haupt, an seiner supersofthen Siteentwicklerkonsole im MufA und redete mit Programmierern, Gestaltern, brennenden Büschen, Knochenfischen, den ganzen Tag, *on my behalf*, denn ich war zu feige, zu schwach für diese Seite der großen Sache, die unsere Freundschaft zu dem unverbrüchlich trittfesten Treuebund machte, an dem ich mich in meiner dunkelsten Privatepoche schließlich festhalten sollte wie an nichts sonst.

Seltsamer Lebensabschnitt, haltlos: Georg ließ sich von der biologischen Zeit damals genauso ungerne und zögerlich auf die Vierzig zuschieben wie ich. Hat lieber noch schnell geheiratet, bevor er sich womöglich plötzlich wie ein vollerwachsener Junggeselle hätte vorkommen müssen. Ohne ihn hätte ich das alles nie in Angriff genommen, dieses Wahnsinnsprojekt, eine deutsche Variante der Online-Cinethek der Criterion Collection aufzubauen, als erweiterte Website des Museums für filmische Avantgarde, *yeah right*: MufA, der Laden, der uns beiden damals Miete,

Krankenversicherung, DVDs, Bücher, Essen, Drogen und Sonstiges bezahlte.

»Wir sind, hörste, die einzigen gewöhnlichen Heterosexuellen, die mit dem Projekt beschäftigt sind. Wir sind abnorm, in diesem Arbeitszusammenhang, Ramji, ist dir das klar?« piff mir Georg am Jungferabend ins Ohr, nach dem zähen Treffen mit dem frettchenhaften Ministerialrat Dr. Schorr, dem wasserleichenartig aufgedunsenen Herrn Hoht von der Landesbank und Frau Elder, der verrückten Haarlackschnüfflerin von der Bundeskulturkacke. Wir lehnten uns wie Bud und Terence aneinander, auf dem Weg zur U-Bahn, mir dampfte die Bluse, denn ich hatte in den verquasselten zwei Stunden nach dem Essen einen Schnaps nach dem andern bestellt, war also gut betankt und für jeden Rückruf in die wirkliche Welt dankbar. So tanzte man heute. Die Menschheit fuhr zum Mond in einer Spinne, hui.

»Alle schwul und lesbisch beim MufA, hm?« versuchte ich, seinen Einfall zu *bookmarken*, und legte trotz residualer Lustigkeit von wegen Tischgesellschaft den größten Wert drauf, das Kürzel richtig auszusprechen, nicht »Mofa«, wie die Bundeskulturschnalle, eine massiv pferdeähnliche Erscheinung (Heide, Heidi oder Heidemarie Elder? Vergiß es), den ganzen Abend hindurch etwa fünfhundertmal mit staatstragender Ausdauer gescherzt hatte. Kultur war Trübsinn, aber oben schien der Mond zu scheinen.

Georg nickte. Ich hakte nach: »Du und Moment wer ... ich? Du und ich sind die, die ... die einzigen

Sexo? Hesosexellen?« Um mich meiner eigenen Hesosexät zu versichern, drängte ich mich dem starken Mann in einer Art von Umarmung auf, wie sie Nichtschwimmer in Eismeerstürmen dem Rettungsfloß gönnen.

»Klar, überleg doch mal«, sagte Georg. So nebenher wie eine Teflonpfanne einem Spiegelei die Meinung singt, streifte er mich ab. Dann verfiel seine schwerzüngige, doch gut gegliederte Rede ins bedachtsame Begründen: »Schau sie alle an. Mach dir eine Castingliste. Was siehst du? Leah, die uns die Logistik macht, neben ihrer Kassenarbeit, ist lesbisch.«

»Und hat den Supergeschmeck... schmack dabei«, spielte ich, am Geländer der Treppe zur Station zusammensackend, sehr primitiv auf Leahs bildschöne Gefährtin Sinja an. Georg winkte das durch; ich durfte mich erst später drüber schämen. Der weise Arzt fuhr fort: »Ja, siehste, und dann der Typ von der Zeitung, der die erste Proskriptionsliste erstellt.«

»Hä wer?«

»Na der sich mit dir die redaktionelle ... na? Die Arbeit ... teilen will wird ... werden will.«

»Von der, we ... wer?«

»Der uns die Liste aus... aufbaut, der Erik ... Erik Aster. Der ist ...«

»Stimmt, is auch Homsom... sexell. Sexellulell.«

»Mein lieber Ramji«, ermahnte mich der Humanist und half mir auf die Beine, »dieser Erik Aster, das ist ... Das ist ein Radikaler. Ein Extremist. In allem, was er tut und denkt und schreibt. Ich weiß natürlich, du magst ihn nicht.«

»Klugscheißer isser«, warf ich ein.

»Gewiß«, Georg sprach mit großer Nachsicht, »aber eben auch in seiner Klugscheißerei einer, der keine Kompromisse kennt. Niemand schießt klüger. Und genau so – nicht genauso, sondern: genau so –, ist er eben nicht bloß homosexuell, sondern geradezu schwul.« Mit mehr Respekt, als Georg in diese Feststellung investierte, kann man überhaupt nichts über niemanden sagen. »Und die halbe Kundschaft. Haste das nicht gemerkt, Ramji? Mindestens fünfzig Prozent der Besucher und Studentinnen und Leute mit Anfragen an unser Archiv sind.«

»OK, OK, OK. Alles *queer*, verstanden. Aber ähm wir bei zwei ... wir beide, und außerdem ... ah!« Ich meinte, einen Einwand entdeckt zu haben, »Es stimmt nicht, Schorsch. Es ist falsch. Denn die richtige Redaktion wird ja doch von mir und wahrscheinlich dieser Dame, die uns die Frau Heidi ... Heide? Die Frau Elder aufdrücken will ...«

»Iris ... nee ... Irene Fellchen?«

»Von mir und Irene Fellchen, genau, von uns werden die ganzen kleinen Textchen dann sein, der gesamte Apparat auf der Site sollte ... wird, und die ... die ... also eben, du hast sie doch kennengelernt, die ist so wenig lesbisch, daß sie vielmehr ...« Endlich sprangen meine Wortfindungsstörungen auf den Großen über: »Du meinst die mit dem Freibeu... Bier ...«

»Beratervertrag!« sprach ich das wichtige Wort mit Pomp aus.

»Gut, Irene Fellchen ...« setzte Georg neu an. Ich

lachte und prustete, so blöd es ging: »Fellchen! Kleiner Pelz! Was ist denn das für ein Nachname!«

»Diese Frau, bitteschön, Ramji, du siehst sie völlig falsch.« Sterne drehten sich oben und erst recht unten. Mein Magen hatte Ideen, die nicht stimmten. Ich versuchte, mich gegen diese Übelkeiten anzukonzentrieren: »Wieso falsch?«

»Weil, paß auf, Beweisführung: Du hast sie erlebt, heute abend und vorletzte Woche, richtig?«

»Ja naja. Ja. Ja, habich.«

»So. Und hattest du den Eindruck, die liebt wen? Ich meine, wen hatte sie immer dabei, obwohl das Geschäftsbesprechungen waren von allem Ernst, den man bei Besprechungsgeschäften verlangt?«

»Ihre Dings. Das Kind von ihr da. Das kleine Kind. Tochter.«

»So. Bitte. Diese Irene Fellchen, was, wen liebt die mit untrüg... unfaßlicher Affenliebe, wen liebt sie mit aller Liebe, die man lie... mit der man so 'ne Liebe maximal liebevoll irgendwo hinlieben kann? Überhaupt?«

»Ihr ... das Ding da! Die kleine Tochter! Ihr Kind!«

»Eben eben eben, und das ist doch noch viel viel viel schlimmer als normal schwul und lesbisch. Bittesehr, ich als Mediziner sage, teile dir mit: das ist lepsischer Insel... Inzetz. Less... Das ist Inzitz.«

»Läppischer Inzest!«

»Libanesischer Inz. Ebs. Ebenst.«

»Intsetzlich! Inzerza...«

»Na Innsbruck. Inzunz ist das! Mit kleinen, ganz kleinen Kindern!«

»Schlumm«, stimmte ich zu und legte massiv Inbrunst ins »ü«.

»Und deshalb, Ramji. Deshalb.« Er hatte seinen Faden wieder und knüpfte mich dran auf, weil ich abermals wankte und er mich deshalb in die Höhe ziehen mußte, zu den Lichtern unter oder über Dächern: »Und deshalb müssen du und ich«, er klopfte mir auf den Bauch, mit dem Handrücken, als ob er diesem Bauch sagen wollte, er wisse schon, wie fehlgefüttert jener sich gerade anfühlte, das mache aber nichts. Abscheulichkeiten waren im Innern zugegangen, die nirgendwo dringender hinwollten als aus meinem Mund raus direkt auf die Treppe, »wir beiden Perversen, Kranken, Verklemmten ... deshalb müssen wir, die gestörten Heteros, schön lieb zusammenhalten. *You dig?*« Er konnte Englisch, *there was the hub of ambiguity*. Auf Englisch konnte man die Leinwand und den Bildschirm mit demselben Wort bezeichnen, *Screen*. Darin lag die Falle, daraus floß das Gift, dafür habe ich mich bereitgefunden, es mit *Phanopoeia* zu probieren, weil anders nicht davon zu reden wäre, ohne sie zu wecken. In ihrem Schlummer störte nicht der Blitz, der dem kleinen Fotoapparat entfuhr, als das Foto gemacht wurde von der niedlichen, gerade erst fünfundzwanzigjährigen, aber schon extrem lebensgewandten Leah Gossow, die schon vor meiner und Georgs Ankunft im Laden an der Kasse und im Shop gearbeitet hatte, wo es der noch viel niedlicheren kleinen Kamerahexe Sinja gelungen war, sie aufzugabeln. Das Foto brauchten wir für die Mitarbeiterprofile, Erik Aster hat es aufgenommen, einziger Besitzer

einer Digikinderkamera in unserm Kreis, weil meine erste Idee, die Bilder einfach mit Handys zu knipsen, nicht funktionierte, obskurster Auflösungsprobleme wegen, die von Programmierseite aus Dresden geltend gemacht wurden, bloß eine ganz kleine, verschwindend geringfügige auf der langen Kette der unverständlichen Schikanen, mit denen diese Leute den Arzt und mich auf Trab hielten. Erik Aster, *master photographer*: Und wie er sich gespreizt hat damit, dieser scheußliche feste freie Allroundkritiker unseres städtischen Weltblatts, dieser Menschenhasser, der von sich sagt, er sei mit sechzig auf die Welt gekommen, und der das verstockt sechzigjährige Immerrechthaben nie loswerden wird, jedenfalls nicht in den schätzungsweise fünfundzwanzig Jahren, die ihn noch von tatsächlicher Sechzigjährigkeit trennen – »Seht ihr, das sieht jetzt wirklich aus wie Leah. In Filmen ist es anders, da sehen Leute zwar nicht immer gut, aber wenigstens doch wie sie selber aus, da kann auch ein Imbeziller an der Kamera gestanden haben, aber bei Fotos, da gehört ein Auge dazu, die so einzufangen, daß die Leute sich auch nur ein bißchen ähneln. Habt ihr das Paßfoto von Peter mal gesehen? Hat er euch das mal gezeigt? Heilige Scheiße«, und der arme Peter, Erik Asters hinreißender, von ihm völlig unterschätzter Geliebter, fiepte dazu wie ein Stück Schokolade aus Musikwolle. Ich dachte bloß: Hoffentlich erdrosselt er seinen Erik eines Nachts im Schlaf und fotografiert das dann, um damit aufzuzeigen, daß Fotos keineswegs immer so aussehen wie das, was auf ihnen zu sehen ist.

»Aber nein, Ramji. Der Erik Aster ist einfach ein Oscar-Wilde-Imitator aus Verletzlichkeit, der trägt diese Arroganz und Eitelkeit bloß zur Schau, weil er damit Leute abzuschrecken hofft, die ihm zu nahe treten könnten« – das war das gute Wort, das André Hoffmann für ihn einlegte, als ich in kleinerer Runde meiner Aster-Antipathie mal Luft machte, in der ersten Konsolidierungszeit der Arbeit an unserer Site. André Hoffmanns Wort hatte bei mir in dieser Sache durchaus Gewicht, weil Hoffmann Aster besser kannte als ich, aus dem Arbeitsalltag: Hoffmann war eines der beiden festen Redaktionsmitglieder, die am häufigsten Aster-Texte bestellten – das andere war »die beste Filmkritikerin Deutschlands« (Leah), Dorothee Lüneburg, ein unglaubliches Geschöpf von größtmöglicher geistiger Reinlichkeit und menschlichem Anstand, eine echte Heilige (auf deutsch: Sie hatte immer alle Bücher, die ich brauchte, um für einen meiner viel zu vielen Aufsätze in viel zu vielen Filmzines und auf viel zu vielen Filmsites in letzter Sekunde noch ein Renommierzitat aufzugabeln, und über André, der zuerst mit Georg, später auch mit mir befreundet war, sowie nach einer Weile über Irene, die Dorothee so gut kannte, daß die Redakteurin sogar Patentante der kleinen Anja war, ließ sich jedes dieser Bücher stets innerhalb von 24 Stunden aus Dorothees gewaltiger Bibliothek locken).

Dorothee an André, André an Georg, Georg an alle, ich an Irene, Irene an Leah, Georg und mich: Ein E-Mail-Bäumchen der fraglichen Zeit, angelegt unter

Rückgriff auf die Verzeichnisse, die mein MufA-Rechner barg, wäre geeignet, das gesamte Personenverzeichnis aufzuschließen im ewig götteralten, immer kinderjungen Traum der einen, der wir alles verdanken. Wir haben gehandelt, wir haben unsere Züge verpaßt, wir haben chinesisch gegessen, wir haben Heldentaten vollbracht und uns in die Nesseln gesetzt.

Sie hat für uns geschlafen.

Einmal, als ich bereits Bescheid wußte, wollte ich André Hoffmann die Sache erklären, bei einem seiner transsylvanischen Weine, lange nach Mitternacht: »Sie schläft, weißt du, und träumt uns. Ich kann es schwer erklären, aber einigermaßen leicht erzählen. Denn so sind Träume ja: Runtererzählbar in Minuten, aber kaum je erschöpfend auszudeuten.« Er hob die Brauen, sumnte ein paar Takte der Musik mit, die den Film untermalte, den wir uns währenddessen gerade zusammen anzuschauen versuchten, und dann hatte er plötzlich eine Frage für mich, ein wahres Monstrum von Frage: »Heißt das, sie denkt sich uns alle nur aus, uns und unser ganzes Leben?« »Ausdenken? Nein, nichts ... nichts läge ihr sozusagen fern.« So kam's mir richtig vor. An den Wänden hingen Poster von den Werken, die wir liebten, wer hätte jemals schöner ausgesehen als Nadine Nortier, Robert Bressons *Mouchette*? Das deutsche Plakat, mit den Blautönen auf Braun. Das japanische, Nortiers Gesicht im Kreis. Ausgedacht, *hardly*. Dies war der Nabel der Mehrdeutigkeit.

Ich habe übrigens einmal versucht, sie zu wecken, und einen schrecklichen Preis für diese Dummheit bezahlt.

Nein, anders. So schrecklich war der gar nicht, dieser Preis, verglichen mit dem anderen Unglück, in das ich damals geriet – der Liebe.

Kennt ihr das? Liebe?

Mit einer Art von vorweggenommenem Abschiedsjucken in den Armen und hinter den Augen fängt es an. Dann riechen die Sekunden plötzlich nach Cognac, die Fingernägel färben sich silbern und die Träume werden so dick, daß sie nicht mehr in den Kopf passen.

Nichts hat so viele verschiedene, so schreckliche Symptome wie die Liebe: verschmierte Brille, Googlefieber, Nierenbrummen, terminaler Haarbefall, sexuelle Überschuldung, Kitzelkrämpfe, Lungenmumps, Knoten in den Zehen, Scheinschwangerschaft, Glatzenweh, Glück, Angst, Mut, Lustigkeit, Traurigkeit, Morbus Franz Josef Wagner, Frittenfäulnis, Beckenknox, Schlurch, Töffelchen, poststrukturalistische Differenzlegasthenie, Heidestraße, Milch mit Honig, Kokain, Frisuren, Feualarm, schimmelschleimige Leukozytendepression, Durchfallschluckauf, Laptop-schmelze, Köhlersches Zerebralzaudern, Wurstnot, Geldkrampf, Gewissensverkalkung, Wiederholungszwang, Wiederholungszwang, Wiederholungszwang, Alzheimer, Warsteiner, Elsässer, Tick, Trick, Tannenzapfenallergie, Track, funktionelles Gefäßpfeifen, Furcht vor zu weiten Hosen, Furcht vor zu engen Hosen, restriktive Penetranz, Sprachpilz, Palästina,

Wirrgicht, Bißläufigkeit, Magenerpressung, Hinken-
zahn, Schleppwulstbildung im Pobereich, Micker-
nase, Dünkelbusen, Mordlust, Mehlschwitze, Putz-
fimmel, Spitzensteuersatz, multiple Sozialfraktur,
Lebersprossen, Torschlußnymphomanie, Blödfug
und generelle Nichtigkeit der individuellen Gesamt-
verfassung.

Wer soll das aushalten?

Ich mußte.

»Ramji Iwein, der große Liebende. Zum Kotzen«,
hat sich Erik Aster damals gefreut, als Georg ihm
davon erzählte, übrigens eher widerwillig, denn die
Konstellation um die Website verlangte gebieterisch
danach.

So sehr ich Erik Aster hasste: Diesmal war ihm
was aufgefallen, das ich unterschreiben würde. Nicht
nur als Ramji Iwein, verliebter Trottel. Sondern als
Mensch, der sich so seine Gedanken macht. Lie-
be: Man kann, vom Lauf der Dinge in den heißen
Wind dieses süßen Irreseins gestellt, gar nichts an-
deres mehr sein als »der große Liebende«, und dar-
an geht eigentlich jedesmal mehr kaputt, als sich ver-
antworten läßt. Man kann, zum Beispiel, den Alltag
fast nicht mehr bestehen, wo doch gerade daran, daß
Menschen dies können müssen, das Gesamte der Ge-
sellschaft hängt. Verliebt: Alles geht einen plötzlich
an, nichts stimmt mehr, überall ist Aufregung und
rotglühendes Vergnügen am allmählichen qualvol-
len Absterben sämtlicher Aussichten auf Sinn und
Zweck.

Zumal die Welt von Therapeutenseelen wimmelt,

die den armen Befallenen nicht etwa dabei helfen, ihr Elend loszuwerden, sondern ihnen mit viel Fleiß beibringen, sich auch noch etwas darauf einzubilden. Jeder und jedem geht es dabei dreckig, aber alle halten sich für etwas ungeheuer Besonderes und ziehen, wo sie können, andere mit in den Dreck.

Die gute alte Psychoanalyse, von mir gegen ihren Willen im erweiterten Einzugsbereich des Filmstudiums in zwei Theorieblöcken vollkommen falsch erlernt, Friede ihrer Asche, hatte einst die schöne unparteiische Regel herausgefunden: Erst wenn das Aua stärker quält als der Eitelkeitsgewinn den Kranken schmeichelt, besteht eine Chance auf Heilung. Damit ist es aber Essig, seit Männergruppen und Frauenzeitschriften, *Spiegel Online* und schlaue Sextips auf www.gmx.de lehren, noch das stumpfste, ausdrucksgehemmteste Vorsichhinleiden sei etwas, das die Seele adelt. Glaubt mir kein Wort; ich konnte damals so wenig die Wahrheit sehen, wie ich sie heute aufschreiben könnte.

Phanopoeia: Bilder können täuschen, aber wie notwendig täuscht dann erst Sprache, die so tut, als könne sie wie Bilder funktionieren? Im Nabel der Mehrdeutigkeit sammelten sich kleine Schamhaarklümpchen.

Ich haßte Sprache und wurde zur Strafe dafür dazu verurteilt, mich selbst zu etwas umzurüsten, das nur aus Sprache war. Ich zog meine Bilder aus und blieb als Wortrest zurück.

Schneidetisch.

Gut, einen Vorteil hat es doch, wenn man anderthalb Jahre lang als »der große Liebende« am inneren Rand des Wahnsinns euphorisch vor sich hin siecht – nicht den banalen, daß man hinterher weiß, wer die wahren Freunde sind. Das weiß man, wenn man nicht blind und taub ist, ohnehin. Georg Langowski. Leah Gossow. Gott.

Aber die wahren Feinde, ach! Die geben sich zu erkennen, wenn man am Boden liegt. Es sind Kreaturen, die nach dir treten, wo du kaum kriechen kannst. Der Mann fuchtelte. Der Mann sirrte, schwirrte, sang vor lauter Bosheit. Noch darf ich seinen Namen nicht nennen. Er hatte ja auch keinen. Sein Trainingsanzug im Regen. Er hatte was? Vier, fünf. Ihr Traum hat seine ganz genau zu respektierende Dramaturgie. Es war ein Unfall. Es ist ein Aussetzer auf der DVD, auf einmal paßt der Ton nicht mehr ins Bild.

Wahre Feinde, nah und fern, immer in Bewegung, täglich stündlich bei der Arbeit: Wer das überlebt, kann sagen, wer auf der schwarzen Liste wohnt; an wem sich schlimmste Rache lohnt. Und Mitleid mit den Falschen, merkt man, ist auch nur ein Symptom der enormen Krankheit Verkehrtleben, ein Symptom, das man mit etwas Geduld und Feingefühl durchaus besiegen kann.

Was heißt das denn, wenn sich eine Gruppe Leute am allermeisten für Film interessiert – mehr als für die Mitmenschen, mehr als für Essen und Schlafen? Wir, dachte ich damals, als das alles losging, sind eigentlich kaputt, verdreht. Wenn man uns eine Weile zu-

schaut, wie wir uns so als Zuschauer mit nachtwandlerischer Eleganz jedem Versuch entziehen, uns in die Welt außerhalb des Films zu verstricken, kommt man zu dem bedrückenden Ergebnis, wir könnten überhaupt nur Aufmerksamkeit spenden, etwas wahrnehmen, einfach: hingucken, wenn wir durch eine Kamera auf eine Leinwand oder einen Bildschirm schauen. Was vor dem ungefilterten Auge passiert, gibt es nicht. *The colours disappear at break of day.*

Der Teil am Menschen, der immer nur Kunst fresen will, ist süchtig danach, sich was vormachen zu lassen. Anstrengenderweise aber ist das umgekehrt genau der Grund, warum der Teil am Menschen, der Kunst herstellen kann, sich ganz besonders wenig vormachen darf. Das einzige Rohmaterial, aus dem sich Lügen machen lassen, ist die Wahrheit. Ich weiß das gar nicht gern.

Aber wenn man mal etwas verstanden hat, kann man sich nur schwer dazu bringen, es je wieder unbegreiflich zu finden.

Daß Künstler umso wahrhaftiger sein müssen, je mehr das Publikum nach schönem Schein giert, hab ich, wie alles, von einem Film gelernt. Es gibt in der Dokumentation, die Jim Shedden 1999 über meinen größten Helden gedreht hat (und die, in angemessener Schlichtheit, einfach so heißt wie mein größter Held mit Nachnamen: »Brakhage«), eine erleuchtete Szene, in welcher der feuerfeste Geist und zarte Drängler, um den es geht, als ein von der Natur, der Kunst und der Zeit übel zugerichteter alter Mann mit

weißem Bart und weißen Haaren auf der Veranda sitzt, vor der Kamera des Dokumentaristen, und da wie nebenbei die hagiographische Stimmung, deren Glanz das Dokumentarwerk um ihn wickeln will, mit ein paar simplen, gezielten, nicht mal ikonoklastischen oder selbstzerstörerischen, kein bißchen forciert schonungslosen, aber eben deshalb nur um so atemberaubend wahrhaftigeren Sätzen kaputtmacht. Die Szene ging mir gleich so nahe, daß ich wußte: Das wirst du aufschreiben müssen, diesmal kommst du nicht sprachlos davon.

»Wir reden hier über all diese abstrakten Dinge«, fängt der Zerstörte seine kleine Rede an, »aber« – Aber: was die Leute, fährt er fort, doch vielleicht wirklich wissen wollten, sei, wie so etwas denn nun aussehe, eine künstliche Blase, also: nicht das Licht des filmisch Schönen, das kennen sie, wenn sie eine Dokumentation über Brakhage interessiert, sowieso schon. Nein, was die erfahren wollen, ist Hautnahes über die Krankheit des Mannes, der die wasserweiche Flamme der schönsten Filmkunst aller Zeiten angezündet hat – er selbst, sagt er, habe bis zu seiner Krebserkrankung nie darüber nachgedacht, was das denn sein könne, eine künstliche Blase, und jetzt, nun, jetzt wisse er es eben, wohl oder übel, und lebe damit, daß er zu bestimmten Zeiten aufstehen müsse und das Ding leeren, zum Beispiel jetzt. Man sieht und hört zu – und denkt, weil er einen darauf hinlenkt, daran, daß gemäß Stan Brakhages eigener Meinung, aber auch nach Ansicht seiner Ärzte, der Auslöser seiner Krebserkrankung wahrscheinlich im

Gemisch der teerhaltigen Farben zu suchen ist, mit denen er so viele seiner Filme auf ihr Bildträgermaterial gemalt hat.

Während man also dies denkt und es nicht fassen kann, steht der Mann, den sein eigenes Feuer, oder dasjenige Gottes, oder des Teufels, oder wessen auch immer, schon fast aufgefressen hat, langsam auf und geht aus dem Bild, den Beutel leeren.

Wir Filmzombies erblicken das Fürchterliche überhaupt nur, weil ohne solche Gegenstände der Film gar keine Nahrung hätte, an der er sich, vom rein ästhetischen Keim her, bis zur Wahrnehmbarkeit mästen könnte.

Die einzige Person aus unserm Kreis, die tatsächlich schuf, was wir andern nur liebten, eben Filme, die kluge Sinja, nehme ich von dieser Pauschalverurteilung meiner mich mit einschließenden Zombiegemeinde ausdrücklich aus: Sie hat mir mal, an einem denkwürdigen Abend, gesagt: »Nee, Ramji, das ist es doch: Film kommt bei mir gar nicht zuerst. Zuerst kommen die Frauen.« Was sie meinte, glaube ich inzwischen zu wissen: Das Ziel ist Schönheit, Film heißt nur eine mögliche Methode, mit der man sich an sie ranpirschen darf, um sich, wenn alles gut geht, in ihr zu verlieren. Wir andern, oh je, und ich, mit meiner Ausrede: Daß der Augenschein, und wie man ihn erzeugt, mich letztlich aus autobiographischem Grund so beschäftigt – mein Leben lang hält man mich in diesem Land hier schon für einen »Südländer«, »Perser«, manchmal einen »Araber«, und dabei

bin ich nicht mal »Inder«. Wer und was, übrigens, war vielleicht mein Vater? Mama sagt es am Schönsten: »Der war nur auf der Durchreise.« Und wenn ich, wie das unser kleiner Ritus an dieser Stelle jedesmal verlangt, dann nachfrage: »Wie, Durchreise? In Deutschland?«, sagt sie Sachen wie: »Nein, bei mir. Oder auf der Welt. Hab seit ... seit vor deiner Geburt nichts mehr von ihm gehabt. Gehört.«

»Außer mich. Mir. Hast Du gehabt. Von ihm.«

Einmal griff sie mir, als ich das behauptet hatte, ins Haar, und sagte: »Hab dich immer noch, Schlumpf«.

In Indien, in Indien, kannst du Erleuchtung findien.

Ich wurde in Deutschland hergestellt, wahrscheinlich auf einer dieser Parties im Haus meiner Großeltern mütterlicherseits, also bei reichen Leuten, im Elternschlafzimmer womöglich, nachdem mein Vater (den ich mir in diesem Zusammenhang immer wie Peter Sellers bei Blake Edwards vorstelle) sie mit seinen verrückten Geschichten von Elefanten, Meditationsbäumen und der schwarzen Erdmutter verführt hatte, ach was Elternschlafzimmer, weshalb nicht gleich in derselben Besenkammer, in der Boris Becker später die Zahl seiner Nachkommen um eine große Peinlichkeit erweitern konnte.

Land meiner Durchreisevorfahren, wie wenig Verlangen trage ich danach, dich je zu sehen, behaltet euren Pfau von Karttikeya. Ich brauch keinen Taj Mahal, ich habe ja mein MufA.

»Wohnen möchte ich in dem Bau allerdings nicht, so gern ich mich drin aufhalte« – Danke, Schorsch, für

die Wahrheit. Ein Haus am Fluß, dem Kuratorium vermacht von einem überaus vermögenden Filmfreund, »wir stehen sozusagen auf konsekriertem Grund und Boden« hat mir Leah eines abends beim Tequilazutzeln auf der Treppe erklärt, »denn das Gelände hat er mit Geld aus einem Filmdeal erstanden«, nämlich vom Erlös aus der Versteigerung einer der wenigen erhaltenen Originalkopien von Hans Backovics *La Fin absolue du monde*, »auch so ein Machwerk, das einen dann maßlos enttäuscht«, wußte Erik Aster, »genau wie der doofe Scheißdreck, den Maya Deren mit Marcel Duchamp verbrochen hat, oder der *Director's Cut* von Barkers *Nightbreed* – das beste an dem Backovic-Schrott ist noch die Legende, der Grusel: Festival International du Cinema Fantastique de Sitges 1971, Skandal, Gewaltausbrüche im Publikum, Einschreiten der Polizei, die Nackten und die Toten.«

Wie kommt es, daß solche parvenühaften Schnöseleien bei mir immer genau das erreichen, was sie erreichen sollen, in diesem Fall: absolute Unlust, jemals *La fin absolue du monde* zu sehen?

Georg: »Wer braucht sowas eigentlich, ein MufA? Warum hat der schräge Geldsack der Welt das Ding geschenkt, das uns ernährt?«

»Wenn was geschenkt wird«, warf ich mich in die Hühnerbrust, »dann ist ›warum‹ die falsche Frage. Der Millionär selber hat's gebraucht, oder das zumindest geglaubt, und konnte dafür bezahlen, *hence*, hier steht's und wir steh'n mittendrin.«

Es wird wohl Ende der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts gewesen sein. Natürlich trocknet die

schönste Einzelspende irgendwann aus, unterhalten werden muß das Ding auch. Der unmittelbare Nachlaß des kinderlos verstorbenen Gründers brachte zwar nochmal einen fescen Schub, aber der Stiftungsrat, dem Grundstück und Gebäude gehören und von dessen vier Mitgliedern inzwischen drei im Ausland wohnten, hat sich um den Kram schließlich nur mehr so nachlässig gekümmert, daß man über Sonderausstellungen, Veranstaltungen und Kongresse auf die schiefe Bahn der Zuschüsse aus Bund und Ländern rutschte – daher kam's dann, daß Figuren wie Frau Elder, der erzdumme Hoht und der skurri-le Dr. Schorr sich mit dem »Generieren von Ideen« (Hoht) wichtig tun durften und wir, die den täglichen Publikumsverkehr, die kuratorischen Geschichten, die Archiv- und Forschungseinrichtungen versorgten, diese Ideen dann »realisieren, adaptieren, dislozieren« (Dr. Schorr) durften. Manchmal blieb was davon wirklich hängen, wurde von den Wänden in den weder mittels Pfeilern noch Mauern geteilten Nutzräumen aufgesogen, verhedderte sich in den dreidimensionalen Stahlrohrgebilden unterm Dach der Vorhalle, trat zwischen den kaskadenartig gestafelten Kolonnaden auf der Flußseite als Blattgrünexplosionen wieder aus oder wurde von Georg, Leah und mir aufgeschnappt, zwischen den Zähnen zerkleinert, geschluckt, verdaut und in Form tatsächlich realisierbarer, adaptierbarer, dislozierbarer Projektskizzen ausgeschieden. Das Goldnugget unter diesen Wahnideen war die Website, »schon weil sich damit der Kunden- und Publikumsbegriff grundsätzlich

erweitern wird; es treten ganz andere Nutzungsmuster auf, als wenn man nur wartet, bis wer vorbeikommt.«

Kunden, Publikum, Nutzer?

Anfangs hatte ich oft aus dem Fenster geguckt, auf den Fluß, aufs Ufer mit den Joggern und Nordic Walkern und Kackdackeln, und auf die Promenade, um etwaige fühlende Wesen mit einer Art Hypnoseblick zu vereinnahmen und anzuziehen. Die Leute gingen fast immer einfach nicht weit genug, bogen schon beim Kunsthandwerksmuseum, beim Ethnomuseum, bei der ehemaligen fürstlichen Gemäldegalerie oder der Trattoria ab, schlenzten weiter zum Literaturhaus. Bei uns blieb einfach keiner stehen. Wahrscheinlich erschreckte sie das Gebäude.

Der Architekt hatte sich wohl gedacht, das Ding wollte eigentlich ans Meer, sonst hätte er es nicht aus drei großen sandfarbenen Betonbaukörpern zusammengebacken, deren gemeinsamer Dachverlauf, eine kubistisch zerbrochene Flutwelle, mich schon beim ersten Hochgucken in sanften Drehschwindel versetzte. Wenn im Hochsommer die Sonnenstrahlen auf den schrägen Front- und Seitenflächen an der Farbenharfe zupften, von ihren Riffeln abprallten und in der Mitte durch die Glas- und Steinfront ins Fenster spielten, dort dreimal kopflos im Kreis herumflitzten und dann rückwärts zur oben spitz zulaufenden Hintertür wieder entwischten, nur um sofort von der Flußoberfläche zerschnitten und in tausend Lamettastreifen zurück in die Luft geworfen

zu werden, wo sie hergekommen waren, stand ich oft *stoned out of my mind* an meinem Fenster im südlichen Aufsatz, den wir lakonisch den »dritten Stock« nannten, diesem jedes Raumempfinden zerquetschenden schmalen Glaskasten mit seiner deckenhohen Verglasung und dem leinwandbildausschnittartigen Blick aufs kleine pappelbegrenzte Parkgelände, und gähnte in mich hinein, als wäre ich Wischnu. Falls ich mal länger im zweiten Stock zu tun hatte, wo die ständige Ausstellung untergebracht war und das liebe schwarze Eis auf den Eingangsschirmen in Endlosschleifen blitzte, hielt ich es da nie länger aus als zehn Minuten, weil die schmalen mannshohen Fenster mir ein so atemeinzwängend klaustrophobisches Ritterburggefühl suggerierten, daß mir selbst die Flucht aufs elende Personalklo durch den Lichtschacht über der Gebüschgalerie, auf einem Boden aus Gittern, der mich beim Blick nach unten glauben machte, ich ginge auf Ästen, Dornen, Blattwerk, wie ein erlösendes Entrinnen vorkommen wollte. Wo möchtet Ihr Urlaub machen? In John Fords *Searchers* natürlich.

MufA: Eine Todesfalle; ein schönes Haus. Falls ich aber, was mitunter vorkam, es plötzlich nicht mehr schön genug fand, wie es einem mit Orten, von denen man sich festgehalten fühlt, ja leicht gehen kann, dann konnte ich mich immer damit trösten, daß es sich demnächst von ganz allein wieder verändern würde.

Das geschah meist über Nacht, sehr selten tagsüber – zwischen dem Betreten, etwa morgens um neun, und

dem Nachhausegehen –, gewöhnlich in den frühen Abendstunden, vergrößerte sich dann etwa der obere Bauteil über dem geschrägten Untersatz eines der beiden Flankenbaukörper, oder es neigten sich die drei Dachflächen in neuem Winkel, oder ein Querfenster im ersten oder dritten Stock verschwand und war plötzlich durch ein hochstehendes ersetzt. Am meisten Freude hatte ich daran, wenn sich die Treppe neu faltete.

All das kam mir wie allen andern, die mit dem Laden zu tun hatten, nach der Eingewöhnungsphase, die nicht länger als zwei Monate in Anspruch genommen hatte, vollständig normal vor. Wie hat doch der kleine Pelz mal Herrn Mori, unserem japanischen Freund, der das tolle Blockseminar über die *Sexual Meditations* abgehalten hat, den Sachverhalt so beruhigend erklärt? »*The building itself is a little queer, you see. Nothing to worry about, really. We're still smack in the middle of the city. So no truly spooky thing should ever happen here*«, nun ja, nichts, worum man sich Sorgen machen müsste, nichts, was man nicht auch bei *Abenobashi* sehen kann, das MufA verändert sich eben gleichsam fließend, fast ohne Knarzen, Knirschen, Schauder. Warum nicht? Veränderten sich diejenigen, die hinein- und hinausgingen, nicht auf ganz ähnliche Weise? Wenn ich nur daran denke, was mein erstes Abendessen mit Sinja, Leahs großartiger Freundin, mit mir gemacht hat – *I ask cold air: »What is the word that frees?« The wind says, »Change«, and the white sun, »remember*«.

Es gibt natürlich Leute, die sich nicht verändern wollen, sondern nur danach streben, den Punkt zu erreichen, an dem sie obenauf sind, urteilen dürfen, fertig werden, mit allem, mit jedem.

Diese Brille!

Ohne eine Sekunde des Nachdenkens darauf zu verschwenden, ob wir das eigentlich immer alle so gerne hören wollen, erzählte also Erik Aster, wie schlimm ihn sein Peter nicht zu schätzen wüßte, wie schief das alles wäre, oh Mensch, gib acht: »Wenn man neu zusammen ist und sagt: Verteidige nicht immer diese Luschen da bei deinem Dreckstheater, wenn ich mich drüber lustig mache, legitimerweise, letztlich auch in seinem Interesse, seit Jahren haben er und ich diese kindischen Streitereien, Leute, ich sage einfach, überhaupt: Theater, das geistfernste und infantilisierendste Ghetto schlechthin, weil er mir immer vorhält, bei der großen Zeitung und den anderen Medien, die ich bespiele, das verwässert jede Position, da wird noch das Richtigste, wie sagt er so putzig?: Im Magnetfeld der Gleichgültigkeit dieser Meinungsmaschinen deformiert, dabei ist das wirklich das allerbilligste kritische Klischee, umgekehrt: Sich nie raustrauen, immer nur ›von Schauspielschaffenden für Schauspielliebhaber‹, das ist das totale Dorf, mit Leichtigkeit weise ich ihm das nach, an der Art, wie die reden, wenn du da in der Kantine bist, und sie gabeln mal irgendein Gesprächsthema aus der größeren Welt auf, was weiß ich, Hollywood, und belehren einen dann, weil sie gehört haben, man sei unter anderem Filmkritiker, daß Tom Cruise schon deshalb gar kein richtiger Schau-

spieler sein könne, weil er zu hübsch ist, und wir gehen nach Hause, und ich zitier ihm das, was ich hab hören müssen von seinen Kollegen, und er sagt, das war die Überreiztheit, die Premierenstimmung, da sage ich, jetzt hör doch mal auf, diese Flaschen immer zu verteidigen. Du bist doch in deiner Arbeit, in dem Streß, den sie dir machen, noch viel mehr Opfer der Unarten dieser Leute als ich, dann heißt es plötzlich: Ach, du glaubst also, ich könnte Menschen nicht beurteilen? Dann haben wir im Nu einen handfesten Ehekrach samt Heulen, ich frage euch, was ist das für ein erwachsener Mann, der es nicht verträgt, daß man ihm enthüllt, was er schon weiß, nämlich, daß die Affen, mit denen er arbeitet, Idioten und Spießler und Verlierer sind? Herrgott, als wir hier waren das erste Mal, hier, nicht in der Stadt, ich meine: im MufA, als da die Bilder hingen, und die verbrannten Filmstreifen, die Originale von David Lejeune, da faßt er die an, wie so ein Kind, aus Neugier, weil grad keiner guckt, wir waren unten im Erdgeschoß, kein Ramji, keine Leah, kein Georg, da halt ich ihn an der Schulter fest, bevor er sich ganz in die Exponate fallen läßt, und bitte ihn nüchtern: Bilder nicht anfassen, da heißt es: Du glaubst wohl, ich wäre zu blöde für eine Ausstellung, ja? Und wenn man einen Witz über so eine ganz miese Tunte macht, diesen Neurologen-Ex von ihm, der ihn immer anschnorrt, dann ist aber was los, dann wirft er sich in Positur, der Peter, dabei hab ich den Witz gemacht, weil Peter von der Figur live und neben mir an der Bar vom *Stechapfel* gekränkt und beleidigt wurde, nichts da, gleich heißt es: Du darfst also jetzt bestim-

men, wann meine Probleme nur noch Witze sind, und die Leute, die mich angreifen, zu deinem Amusement aufgetreten sind, wie? Man verdirbt sich den Magen, man isst was Schlechtes, liegt zu zweit bauchkrank und schlaflos im Bett, da sage ich: Na wir sind ja die letzten Leichen, immer krank, dann heißt es: Ist ja toll, daß man meine Erkrankung nicht ernst nimmt. Was ist das für eine Beziehung? Was soll ich mit diesem Typen? Wenn man zusammen in der Straßenbahn sitzt, und Peter sagt: Ich will jetzt ein Eis kaufen, weil da eine Reklame hängt, und man stupst ihn freundschaftlich und sagt: Kommando Eis, sofort parierst du, bist eben verrückt! Einfach aus Impuls ein Eis! Schon geht es den ganzen Nachmittag darum, ich hätte gesagt, er sei verrückt. Und wenn man sagt: Jetzt hör mir mal zu, Göttergatte, wir sollten uns mal zusammensetzen und über unsere Finanzlage und unsere Versicherungen reden, der allgemeine Wirtschaftsdröck bedroht jedermanns Geld, auch mein und dein Erspartes, da heißt es: Aha, du denkst wohl, ich kriege das nicht mit, ich interessiere mich nicht für den Zeitgeist, du willst mir hier wohl deinen Weitblick um die Ohren hauen – Zeitgeist! Wenn ich über unsere Konten reden will! Oder ich sage, Anlaß egal, na gut, laß uns das jetzt nicht vertiefen, ich brauch grad keine hysterische Eskalation, dann geht es los: Aha, ich bin also hysterisch, ist ja toll, bitte verlaß mein Hotelzimmer. Oder ich weise diskret darauf hin: Wer zahlt hier wem Computer und Krempel, weil ich ja wirklich ständig dieses Leben bleche, das wir führen, seine Schauspielerei, seine Engagements, daß ich nicht lache, weil ich also seine

Arbeit subventioniere, dann ist das einzige, was ihm einfällt: Du traust mir wohl gar nicht zu, daß ICH hier mal das Geld verdiene? Möchte bloß wissen, was der sagen würde, wenn ich die großen Jobs nicht mehr machen würde, sondern wie unser lieber Ramji hier nur noch im MufA jobbe und praktisch unbezahlt Textchen für die Filmzeitschrift«, immerhin, er hielt sich an die Konventionen unseres Kreises: der Name wurde nie ausgesprochen, es hieß immer »die Filmzeitschrift«, »oder für Websites schreiben wollen würde ... Nein, kaum paßt Herrn Peter was nicht, kommt das territoriale Räusperrn, und die kalte Schulter, und der abgewandte Blick, und das einsilbige Gemumpfe. Die Bestrafung. Ich halte diesen Mann nicht mehr aus!« Eine einzige reflexionsfreie, weltblinde Egoscheiße.

Und also zumindest für Georg und mich ein exzellentes Training – denn eine sehr ähnliche Sorte Antispaß bereitete uns bald das Betteln um Unterstützung für die Site (sowie, darüber vermittelt, das MufA insgesamt) bei denjenigen Personen, für die der ganze Aufwand, hätte er zu irgendeinem Erfolg geführt, letztlich gut gewesen wäre: bei Regisseuren, Drehbuchautoren, Schauspielern, »der ganzen Republik des Films«, wie ausgerechnet Dr. Schorr in unserem ersten Video schwärmte – auch so eine Spitzenidee von mir: Wir verschicken unsere Einladungen und Kommuniqués als Filmchen statt als Textmails, prima, Ramji, extrem unpräventiös –, »all der Kunst, die auf der geplanten Plattform sich selbst darstellen, entwickeln, entdecken kann«.

Praktisch keine alte Sau fühlte sich von dem Video angesprochen.

Und das, obwohl uns Dorothee Lüneburg und Erik Aster (der sich hier ausnahmsweise aufrichtig nützlich zu machen versuchte) ungefähr zweihundert Adressen aus Deutschland, dem deutschsprachigen Ausland sowie einigen ausgewählten osteuropäischen Gegenden organisiert hatten. In den ersten zwei Wochen meldeten sich lediglich die üblichen Frustrierten – Gewächse, die sich heimlich für Kubrick hielten, aber in Wirklichkeit bloß bei irgendwelchen RTL-Krimiserien oder in der Werbung rumrödelten; Studenten mit reichen Eltern, die sich seit Jahren um die Abschlußarbeit drückten; kurzsichtige Kellercineasten der übelsten Sorte – und alles, was die wollten, war, uns die Antinomien, die blinden Flecken und Sollbruchstellen unseres Vorhabens aufzuzeigen: »Wenn ihr da eigenhändig als winzige Redaktion, als kleines Kuratorium zusammenstellt und entscheidet, was abrufbar ist«, mopste sich eine Tante aus ausgerechnet Biberach, die im Rahmen von zwei Jahren Erfahrungssammeln sogar mal Aushilfsbeleuchterin bei Uli Edels RAF-Schmonzette gewesen war, »dann ist das diktatorisch und geht gar nicht. Wenn ihr aber andererseits Cliques bildet, mit Regisseuren redet und uns, die Kreativen, mit einbezieht, dann wird das Bild verzerrt, nämlich dadurch, daß wir miteinander entweder zu schonend umgehen, weil eine Krähe der anderen kein Auge aushackt, oder aber gleich riesige Intriegen (*sic!*) vom Stapel gelassen werden und Grabenkämpfe aufbrechen.«

»Wenn ich nicht verheiratet wäre«, philosophierte Georg sich diese zopfige Mitteilung schön, »würde ich mich in dieses strohdumme ›ie‹ im Wort ›Intrigen‹ wahrscheinlich verlieben.«

Alle möglichen Verlierer, die sich mit der realen Filmwelt auszukennen meinten, beschossen uns alsbald mit Gründen, warum wir scheitern mußten. Was niemandem einfiel, war irgendein Grund, warum es sich vielleicht doch lohnen könnte, diesen ganzen verhängnisvollen potentiellen Scheitergründen entgegenzuwirken, auf dem bewährten Weg des Selbermachens, Sicheinmischens und Handanlegens. Die einzigen, die schließlich doch ein bißchen erfreut schienen über unsere wacklige Idee, waren die Mitglieder einer losen Allianz staubgrauer Mäuse aus der Filmförderungsbürokratie, die wohl eine neue vermuffte Ecke im Entstehen wähten, aus der man ihnen in Zukunft ab und zu in ihre eigene Ecke rüberpiepsen würde, wie finster doch die Zeiten wären.

Von denen erfuhren ein paar Menschen in äußerst abjekten Preisjurs, daß es uns gab; die wollten sich »vernetzen«. Auf diese dritte Welle an Mails folgten schließlich noch ein paar Traktate der allerlangweiligsten unter den Nichtstuern an diversen zuständigen Hochschulen. Das war's.

Dann schwiegen alle Leitungen, und ich bekam Depressionen.

Unter solchen Vorzeichen wird man vielleicht verzeihlich finden, daß ich mich dazu hinreißen ließ,

mir ein paar ganz besonders abwegige Illusionen über zwei Personen zu machen, die hoffnungsspendende Signale setzten, wo dergleichen am allerseltensten war – im Grunde nicht mal absichtlich. Trotz kluger und rechtzeitiger Warnungen von Georg träumte ich mich, diesen Signalen folgend, in eine Welt hinein, in der wir doch immerhin wenigstens zwei Verbündete hatten, und damit sogar auf der sicheren Seite waren, denn sollte uns ruhig der ganze Klüngel ignorieren, belächeln und verachten, wenn nur diese beiden bei der Stange blieben; waren sie doch erkennbar würdiger und wichtiger als der große Haufen.

Lebendige Gütesiegel, Bürgen der Zukunft, Tusch: Tom Tykwer und Ronni Förster.

Die Geschichte mit Tykwer war dabei die peinlichere, weil der Mann überhaupt nichts dafür konnte, daß ich schließlich anfang, ihn sogar auf internen Meetings zu zitieren, im Tonfall der Anrufung eines Schutzgeistes: »Der Tykwer lobt's, also wird's gefressen. Ihr werdet sehen.«

Die Geschichte mit Förster wiederum war wohl die einfältigere, denn dieses Herrn wahrlich pechschwarze Motive für seine scheinbar hilfreichen, zugleich durchaus dubiosen, vor allem aber: leibhaftigen und tatsächlichen Auftritte im MufA, verteilt über einen Zeitraum von etwa sechs Monaten, hätte ich leicht erraten können, wenn ich nur gewollt hätte.

»Tom Tykwer«, erzählte mir Dorothee Lüneburg an einem Nachmittag im blühendsten Frühjahr beim Italiener am Ufer, »hat gesagt, er fände die Filme

witzig. Diese roll-calls, weißt du? Er hat sie gesehen. Eure Umfrage, Aufforderung ...«

»Den Einberufungsbefehl«, scherzte ich anämisch und nagte an meinem Pinocchio-Eis, damit Dorothee vor lauter hochvernünftigem Wein, den sie so maßvoll trank, nicht vergaß, daß sie es mit einem ausgewachsenen Kindskopf zu tun hatte. »Das, womit ihr die Filmleute ansprechen wolltet.«

»Also er will mitmachen?« Ganz weggetreten war ich doch noch nicht.

»So konkret hat er keine ... Er meint halt: es sind schöne Filme. Schöne kleine Filme über Film. Es hat ihm einfach ästhetisch gefallen.« Die Auskunft hätte mich ernüchtern sollen, stattdessen gab ich den tykwerschen Segen schon am selben Abend, stinkbessoffen wie viel zu häufig, an Georg weiter, bei unserem Lieblingsmexikaner, über satanischen Tapas: »Verstehst du, wenn er das SO sagt, dann ist das eigentlich ein viel entschiedeneres *endorsement*, als wenn er gleich Mitarbeit verspricht, Sachspenden oder Geldzuwendungen«, ich hatte das elende Sparkassenkauderwelsch der Herrschaften Schorr und Hoht tatsächlich schon zu meiner persönlichen Amtsanmaßungssprache gemacht, »denn was er, der es ja nun wissen muß, uns damit ganz unstrittig ...« »Unstreitig?« fiel Georg mir verträumt ins Wort, das hatte er drauf, diese kleinen Richtigstellungen und Nachfragen. Ich war so in Fahrt, daß kein überm Haupt ausgeschütteter Eimer Eiswasser mich hätte bremsen können: »Unstrittig, unstreitig, ganz zweifellos die ... er spricht uns, das ist die Pointe, die ästhetische Kompetenz zu, ich mei-

ne, wenn er unsere Montagen, Bearbeitungen, Mikro-Clips, gerafften historischen Kurzsays«, kurz, das Zeug, das komplett auf meinem Mist gewachsen und von Sinja mit zwei *ad hoc* vereidigten Kommilitoninnen in einem Anfall von tätigem Mitleid in nur drei Wochen am digitalen Schneidetisch realisiert worden war, »so mag, wenn er die gutfindet, wenn er sagt: Das schaut nach was aus, dann spricht er uns, ist dir das klar, Georg, durch dieses Urteil einfach das Recht zu, das uns die Schickse aus Biberach absprechen wollte, das Recht, unser kanonisches Auge« walla walla walla, und so weiter bis in den jungen Morgen. Wir waren unserer Zeit voraus; man kann nur hoffen, daß unsere Zeit niemals eintrifft.

Das war die erste Nacht, in der ich nicht mehr nach Hause fand, in die Kammer hinterm neuen Türspion, sondern, nachdem ich Georg am Taxistand auf der Hauptwache verabschiedet hatte, zum Fluß zurückging, zum MufA, die erste Nacht, in der ich mir mit dem Schlüssel, aber dem Empfinden nach dennoch wie ein Einbrecher, Zutritt zum Gebäude verschaffte, hochging in den Vorführsaal 2 (eher ein Zimmer als ein Saal, wenn man's genau braucht), dort drei der Stuhllehnen auf den kleinen Polstersitzchen nach oben klappte, dann rüber in die Büros der Frauen schlurfte, mir zwei Sitzkissen von deren Bürostühlen borgte, sie, einmal zurück im Vorführsaal, ans Kopfende meines improvisierten Bettchens legte, meinen Mantel als Decke um mich schlang und sofort wegratzte wie der sprichwörtliche Stein.

Geweckt wurde ich von einer schrillen Klingel, die Leah hatte installieren lassen (»Anders als mit brutalstem Lärm«, fand sie, kriegte man mich, wenn ich mal außerhalb der Geschäftszeiten die Archive ordnete, nicht zur gewünschten Reaktion, weil ich die I-Pod-Hörer immer in den Ohren hatte).

Es war halb sieben Uhr morgens, zweieinhalb Stunden vor der MufA-Öffnung für Publikum, anderthalb vor Eintreffen der ersten Menschenseele aus dem »Team« (Dr. Schorr).

Unten an der Pforte fand ich den zweiten Schutzheiligen für meinen engen Wahn.

Da stand, aschgrauen Gesichts, ungeduldig von einem Bein aufs andere tretend wie Rumpelstilzchen beim Warmlaufen fürs Beinausreißen, die übergeschnappte Primadonna des deutschen Kurzkinofilms, der Schrecken von Oberhausen, der seit Jahren in seiner Produktion »psychisch gehemmte« (Leah) und in seinem Ego »verwuschelte« (Georg) Großgenialiker Ronni Förster.

Dieser erstaunliche Mensch bestand, sah ich gleich, vor allem aus Unruhe: Ein spindeldürrer Figürchen, das mir etwa bis zum Halsansatz reichte, mit mächtig großem Kopf, braunem, borstigem, elektrisch geladenem Haar, kantigen Gesichtszügen, prominentem Adamsapfel – er sah aus, als hätte man ihm einen Schlag ins Genick verpaßt und damit den Hals nach vorn geknickt –, bei Bedarf (der fast immer bestand) wild gestikulierenden Händen, ruckartigen Bewegungen, rollenden Augen, das Ganze gekleidet in

Jeans und ein schönes, sauberes, eierschalenfarbenes Hemd sowie einen leichten Wollmantel, an den Füßen rotweiße Turnschuhe, die etwas Kinderbekleidungsbraves zwinkerten. Als Förster mich auf sich zukommen sah, fuhr er wie ein gedopter Luftzug an mir vorbei in die Foyermitte und fing an, loszuzetern: »Was ist das denn, nerv hier nicht rum, keiner da, was, wieso denn, bist du alleine, versteh ich nicht, wie? Mensch, hör zu!« Sein koboldhaftes Betragen erweckte den Anschein, er sei sich sicher, wir beide stünden in vielfältigen, verwickelten, dabei intimen, aber auch leicht ärgerlichen Beziehungen zueinander, während ich noch ganze drei wertvolle Minuten damit beschäftigt war, meine Erinnerungen zu befragen, ob da vielleicht irgendwo irgendwas hängen geblieben war, womit ich mir würde begreiflich machen können, wie Förster zu der Dringlichkeit und der Vertraulichkeit gelangt war, mit denen er mich traktierte. Wollte er mich angreifen? Haßte er mich? Hatte er Angst, aber wovor denn dann? Vor mir? Vor sich? Allem?

»Hör zu«, bellte der Verrückte und faßte mich flüchtig am Hemdsärmel, nur um gleich wieder loszulassen, als wäre ich verseucht, »du mußt mir ... gibt es was zum Zeigen? Was ist? Habt ihr schon was? Ich finde, man muß das alles weglassen. Hörst du? Die Rundschreiben, ja«, er ging, ohne von mir dazu eingeladen worden zu sein, die Treppe hoch – richtig, er kannte sich hier aus, Leah hatte mir davon berichtet, daß er in seiner letzten kreativen Zeit, Ende der Neunziger, als ich noch nicht an Bord gewesen war,

öfter hier gesehen worden sei, seinerzeit noch in seltsamen grünen Blousons, »die Rundschreiben, Rundschreiben«, er kannte den Laden, er kannte mich, das genügte ihm, ich aber fragte mich noch einmal: Woher denn, woher kannte er mich? Und richtig, jetzt fiel's mir ein: Er war mir auf einer Abendveranstaltung vorgestellt worden, durch Erik Aster, am Rande der Berlinale, vor drei Jahren, und hatte mich dort etwa zwanzig Minuten lang angeschrieen, aus Anlaß von ich weiß nicht was.

»Rundschreiben, Rundschreiben«, ich begann, mich zu fürchten – er blieb, als er das Archiv-Vorzimmerbüro erreicht hatte, abrupt stehen, schloß die Augen, legte den Kopf auf seinem unheimlichen Knickhals kurz in den Nacken, schien zu schnuppern – riß dann die Augen auf, nickte, sah mich unverwandt an und sagte jaulend: »Das ist großartig, weißt du das? Das ist großartig, was ihr hier macht, ich freu mich so, das wird fantastisch«, ein Statement, das in gewisser Weise bedrohlicher war als selbst die schlimmste altbiblische Verfluchung hätte sein können, weil ihm jede Herzlichkeit fehlte, weil Förster nicht einmal den Mund zum Lächeln verzog, weil seine toten, aber lichtstarken Augen in ihren dunklen Höhlen dabei wirkten, als wollte er mich nicht nur durchleuchten, sondern gleich bestrahlen, radioaktivieren, mir irgendeinen obszönen Krebs einpflanzen ... ich nickte nun auch, schwächer, unausgeschlafen, und versuchte ein verlegenes Grinsen aufzusetzen: »Na, wir geben uns die größte Mühe, nicht wahr ...«

Nicht wahr: *crackle with a muted sound like fear.*

Idiotischerweis streckte ich ihm sogar die großbe-reite Rechte entgegen, die er natürlich komplett igno-rierte, um stattdessen noch einmal seinen sinnfrei-esten, für ihn aber offenbar lebensnotwendigen, bei dieser und ganz anderen Gelegenheiten in meinem Beisein noch oftmals wiederholten Satz zu keuchen: »Ja, na, also, nerv hier nicht rum. Jedenfalls ...«, ein schwieriger Mann.

Inzwischen war mein Hirnrechner hochgefahren, jetzt konnte ich Förster, während er sein Gebrüll fortsetzte, kurz kopfgooglen und fand, was jeder in mei-ner Lage gefunden hätte: Daß der Kerl eine Berühmt-heit war, erstens wegen seiner vier Filme – der erste, bei Uraufführung in Oberhausen von einer aufsehen-erregenden Försterperformance begleitet, stammte aus der Mitte der neunziger Jahre und handelte vom Hamburger Prostituiertenleben, der letzte, inzwi-schen acht Jahre alt, eine Art Video-Essay, erzählte von der Unfähigkeit, Filme zu drehen – und zweitens, weil er als einer der ersten Filmschaffenden seine Ar-beiten sowie zahlreiche begleitende Texte über das quälende Nichtzustandekommen weiterer Arbeiten im Internet verbreitet hatte.

Sozialprofil? Einerseits, so erzählte man sich, käme er mit niemandem aus, verdürbe es sich meist sehr schnell mit Geldgebern, Mitarbeitern, Verleihern und Jurys, andererseits aber habe er zwar zerbrech-liche, aber doch langlebige Freundschaften mit eini-gen der Größten des Feldes geschlossen, darunter Da-vid Lynch, der sich bei seinen inzwischen auch schon

wieder mehr oder weniger sanft entschlafenen Internetexperimenten von Förster angeblich hatte direkt beraten lassen.

»Was ihr macht, schau, du wirst es selber nicht ganz verstehen«, bellte Förster, griff sich ein angebissenes Sandwich von Georgs Schreibtisch, biß herzhaft hinein und kaute spuckend, während er weiterraunte, »was ihr macht, ist jetzt genau das Richtige, aber begreif bitte mal, diese Appelle – ja, deswegen bin ich hier, was ihr da rumschickt alles, um Filmer zu motivieren, um Filmer zu gewinnen, Filmer zu beeindrucken«, er schien der Aussagekraft dieser Formulierungen selber nicht ganz zu trauen oder sich jedenfalls inzwischen gar nicht mehr so besonders für das, was er da redete, zu interessieren, wichtig war ihm erkennbar nur noch, daß er den (mir auch aus seinen verstreuten Schriften vertrauten) Ausdruck »Filmer« möglichst oft möglichst rasch hintereinander gebrauchte, das sollte wohl etwas Burschikoses, Geerdetes, Griffiges sagen, nämlich daß er von Ausdrücken wie »Regisseur«, »Drehbuchschreiber« und »Auteur« nichts hielt, weil er ein Teufelskerl war, »das ist alles Mumpitz, das ist alles Kwutsch.« Jetzt bekam der Sermon etwas von einer Goebbelsrede – So wie jener Oberhetzer der ehemaligen Regierung Hitler nicht imstande gewesen war, das Wort »Volk« fehlerfrei auszusprechen, sondern immer einen Vokal mehr reinhebeln mußte, weshalb seine wirre Rede permanent vom »Vollik«, vor allem vom »deutschen Vollik« erzählte, liebte Förster das Wörtchen »Quatsch« heiß

und innig, brachte aber, wenn er damit punkten wollte, stets nur »Kwutsch« heraus.

»Ähm wieso«, warf ich zaghaft ein, und Förster nahm den Ball dankbar an, um ihn sofort plattzutrapeln: »Was wieso, wieso wieso, nerv hier nicht rum, Folgendes: Interaktiv, Künstler beteiligen, das ist ja völlig verrückt. Künstler sind ... das ist eine völlig ungeistige Herangehensweise, die du da hast, geistige Tatsachen funktionieren so überhaupt nicht, Film ist doch ... das ist ja völlig pfadfinderhaft, wenn du ... also, auch was wir da zu sehen gekriegt haben, wie, die«, er schnaubte verächtlich, es sah aus, als habe er sich am Sandwich übernommen und wolle seine Speiseröhre gleich mit ausspucken, »Forumsmöglichkeiten und Debatten über Filme, die ihr installieren wollt, das muß alles weg. Weg! Weg, weg! Verstehst du mich? Es muß weg«, er warf das zerstörte Sandwich auf einen Stuhl, daß es fast auseinandergefallen wäre, dann setzte er sich auf eine Tischkante, baumelte zuckend mit den Beinen und schrie: »Extrem! Hart! Genau die richtige Idee zum richtigen Zeitpunkt! Aber falsch! Falsch umgesetzt! Ihr dürft nicht interagieren. Ihr dürft nicht Demokratie spielen wollen. Es muß ein ... es muß einfach hingeknallt werden, die Filme müssen irgendwie da also so ... Paß auf. Es gibt die Filme. Und es gibt die Texte. Und es gibt KEINE DISKUSSION, keine VERMITTLUNG, dieser ganze Kwutsch fällt weg, denn das ist alles verschleimt, verludert, das ist, das sind die weichen Birnen der Leute, die sich in diesem Filmgeschäft ... weiche Birnen!« Das Schlimmste, für mich

unabsehbar Folgenreiche: Ich fand Försters bescheuerten Krakeel, nicht zuletzt deshalb, weil er mich damit im Halbschlaf überrumpelte, absolut schlüssig, zwingend, gottgesandt.

Erlösungspredigt: Wie hatten Georg und ich uns nicht seit Wochen unzufrieden damit abgemüht, freie Formen zu finden, die einerseits das besonders dem Bundeskulturvolk am Herzen liegende Interaktiv- und Partizipationsbrimborium einbinden würden, ohne die »auf diesem Niveau gar nichts« (Frau Elder) gehen sollte, andererseits aber genügend Atem, Aura, Raum für die Kunst schaffen konnten – Quadratur des Kreises, Ding der Unmöglichkeit, und jetzt erinnerte dieser fiebrige, offenbar von pfingstartiger Besessenheit geschüttelte Hilfsdämon mich daran, daß man sich auch einfach souverän aus dieser Falle, diesem Zwiespalt herausdenken und herausagieren konnte, indem man das Korsett der Benutzerfreundlichkeit samt jeglicher Didaktik und Pädagogik schlichtweg über Bord warf. Die Brutalität, mit der Försters Geblök und Gefuchtel mir zusetzte, stand zum Einnehmenden, Überzeugenden, ja Verführerischen des Inhalts dabei in keinem echten Widerspruch; schon damals, auf jenem arg übergeschnappten Berlinalefest, war Försters dampfdruckbetriebener Lärm ja eine seltsam kokette Angelegenheit gewesen, eine Art auf dem kopfstehendes Werben: Seht her, ich bin so garstig, wenn ihr also Abstand von mir nehmt, dann seid ihr einfache Automaten, kalte, dumme Menschen, die nicht durch die rauhe Schale zum faszinierenden

Kern vordringen können, und da das, was ich, der Kobold, hier brülle, als Argument, geistiger Vorgang, intellektuelle Wahrheit markiert ist, durch tausend kleine Sprachzeichen, seid ihr außerdem Dummköpfe, wenn ihr euch davon abschrecken laßt, statt das Wesentliche zu sehen, die in der Ungehobeltheit geschützte und geborgene Schönheit meines Wesens, die sich nicht schminkt, nicht hübsch gibt.

Was ihm an Sinn, Verstand und Grazie fehlte, machte Förster mit dieser seltsam schlaun, in wahrscheinlich zahllosen Sozialkatastrophen ausgetesteten und verfeinerten Masche locker wett – und ich, wie gesagt, fiel so hilflos darauf herein wie labile Kids auf die Tricks von Sektenwerbern.

Sekte: Dieser Mensch war sich sein eigener destruktiver Kult. Und fuhr folglich, während ich ihm zaghaft zustimmte, nur umso feuriger fort: »Mach dir das mal klar, Junge, es geht, wenn wir wirklich das Sehen als unser Hauptproblem begreifen, darum, Dinge zu zeigen, nicht zu bewutschen. Du ... du warst der mit dem Aufsatz über Brakhage, für die Münchner, auf dieser Filmhochschulenwebsite, richtig? Ramji Iwein, richtig?«

Förster blickte mich das erste Mal seit dem Eintreten direkt an – auch das war so vollständig entwaffnend, daß mir gar nichts anderes übrig blieb, als verlegen »ja äh« zu krächzen. »Okay«, nickte er wie ein General, der einen Schießbefehl ausgespuckt hat; »siehst du, Brakhage. Eben, Brakhage, das ist der Ansatz: Daß Filme aus anderen Filmen hervorge-

hen, nicht aus irgendeiner hohlen Interaktion mit ... man müßte ... ja, genau«, das war ein Schrei gewesen, dieses letzte Wort, mit dem er das Haus, wenn es weniger fest gebaut gewesen wäre, hätte zum Einsturz bringen müssen. Mir war außerhalb der neurologischen und psychiatrischen Klinik, in der ich meinen Zivildienst abgeleistet hatte, überhaupt noch kein Geschöpf begegnet, das so markerschütternd schreien konnte. Da capo: »Genau! Weißt du, was ihr braucht?« Er legte mir seine beiden verholzten, zittrigen Hände auf die Schultern, fixierte mich, als wollte er mich durchbohren, und wurde auf einmal ganz leise: »Ihr ... braucht ... einen unbekanntem Film von so jemandem. Für die Eröffnung. Am ersten Tag. Wenn ihr hochfahrt. Und keine Pressemitteilungen! Reine Mundpropaganda!« Wieder laut: »Dann habt ihr in wenigen Tagen, ha! Ihr solltet ... genau. Paß auf. Kennst du die Geschichte von dem Grasding? Der Grasfilm?«

»Der was?«

»Der Film von Brakhage, über Gras oder Pflanzen oder was, den man nicht ... den keiner kennt, an dem er kurz vor seinem Tod ... na, wie heißt er? Cor-Arteria nochwas ... weißt du, was ich für euch mache? Ich sag dir, was ich für euch mache. Ich besorge euch diesen Film! Ich habe Leute, kenne, ich weiß, wo ... ich geh nach London, sprich mit dem Typen, der die Sammlung von ... Corteria Sowieso! Brakhage, genau! Ein unbekannter Brakhage-Film, keine Diskussions-scheiße«, er ließ mich los, sprang auf, rannte davon, die Treppe runter, ich stolperte

ihm nach – und lief am Eingang Georg in die gütigen Arme.

Der Hochvernünftige begrüßte mich mit liebevollen Worten: »Sag mal, was hast du denn mit dem Ronni Förster gemacht? Habt ihr hier heute nacht durchgefickt oder was?«

Gottseidank, dachte ich, wie verprügelt, es stimmte also. Ich hatte mir die Erscheinung, von der auf der Straße draußen bereits jede Spur verschwunden war, nicht eingebildet.

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen Sie dazu folgenden Link: www.edition-phantasia.de